

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4341) vierteljährlich 1,80 Mk., für 2 Monate 1,20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Bestellgeld.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenlant.

Inserate werden die 5 gespaltene Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinsanzeigen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 6. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6, part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telefon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Zur Geschichte der Sammlungspolitik.

* Leipzig, 14. Mai.

Bei dem Widerstreit der politischen Meinungen und dem schroffen Hervortreten der wirtschaftlichen Gegensätze gerade jetzt vor den Reichstagswahlen kann der deutsche Wähler leicht den richtigen Maßstab für die Wertschätzung der Miquel'schen Sammlungspolitik verlieren. Denn gerade solche Parteien, die doch im Grunde ihres Herzens reaktionär-schutzzöllnerisch gesinnt sind, suchen die Erfolge der Schutzzoll-Kartellbestrebungen zu diskreditieren. Aber es dürften mit einemmal alle Zweifel an dem Herannahen einer wirtschaftlichen Hochflut schwinden, wenn man einen Blick auf die Geschichte der ersten schutzzöllnerischen Bewegung im deutschen Reiche wirft. Noch Mitte der 70er Jahre waren die deutschen Landwirte ausgesprochene Freihändler und bekämpften die Industriellen wegen ihrer schutzzöllnerischen Bestrebungen aufs allerentschiedenste. Wer 1875 erklärt hätte: „In drei Jahren werden Agrarier und Industrielle Hand in Hand mit dem Fürsten Bismarck den Umschwung der Wirtschaftspolitik des Reiches vom Freihandel zum kombinierten Finanz- und Schutzzoll herbeiführen“, dem würden selbst die weitterkundigsten Politiker ins Gesicht gelacht haben. Waren doch gerade die 70er Jahre voll von Kundgebungen der Landwirte gegen die industriellen Zölle. Es mutet uns ganz eigenartig an, wenn wir die Agrarier als Gegner des Schutzes der nationalen Arbeit an der Spitze der Arbeiter und Konjumenten gegen die Schlotbarone kämpfen sehen.

Ein angesehenen Führer der Landwirte, der norddeutsche Agrarier Niendorf, präsidierte in einer Erklärung, die Mitglieder des preussischen Abgeordnetenhauses am 15. Mai 1870 erließen, den freien Austausch als beste Bürgschaft für das Gedeihen der wirtschaftlichen Interessen. Niendorf sang das Lob der internationalen Arbeitsteilung und verworf die Schutzzölle als schädlich und ungerecht, weil sie eine Preissteigerung für die Konjumenten zu Gunsten der Produzenten herbeiführten.

Der Kongreß deutscher Landwirte erklärte im Jahre 1872 fast einstimmig: „Alle Zölle, die als Schutzzölle wirken, sind, als vorzugsweise den Landbau schädigend, unbedingt verwerflich.“

Bei jeder Gelegenheit, so auch im deutschen Landwirtschaftsrat, sprachen sich Niendorf und die übrigen Agrarier für Freihandel, besonders aber gegen die Eisenzölle aus und verlangten ihre Aufhebung. Noch auf dem 6. Kongreß

deutscher Landwirte 1875 erklärte Niendorf die gedrückte Lage der deutschen Eisenindustrie für „angeblich“, und zwar sei diese „gedrückte Lage“ nicht die Folge der ausländischen Konkurrenz, sondern der Schutzzölle selbst und der allgemeinen Konjunktur; die Ueberflutung des deutschen Marktes durch das Ausland bestehe nicht.

Ein Jahr später, und die wirtschaftspolitische Strömung war völlig geändert. Unter den scharfen Gegensätzen zwischen Industrie und Landwirtschaft bildeten sich die Kräfte der damaligen Sammlungspolitik, die drei Jahre später die Landwirtschaft mit Getreide- und Viehzölle, die Industrie mit dem Ausbau weiterer Schutzzölle beglückte. Als 1876 die Agrarier „die Vereinigung der Steuer- und Wirtschaftsreformer“ bildeten und feinsinnige Politiker dies als einen Uebergang der Agrarier vom Freihändlerischen zum Schutzzöllsystem signalisierten, wies man diese Prognose damit zurück, daß man auf den unüberwindlichen Gegensatz zwischen Industriellen und Landwirten hindeutete, der sich doch durch die Abstimmung der Agrarier im Reichstage für Aufhebung der Eisenzölle schon genügend dokumentiert habe.

Im Lager der Agrarier ebenso gut wie in dem der Industriellen drängten sich auch damals diejenigen Stimmen am lautesten in die Deffentlichkeit, die einen Bund der Industrie mit der Landwirtschaft für durchaus unmöglich hielten. Durch dieses vorlaute Geschrei ließ sich die Deffentlichkeit davon abhalten, die stille, aber nachdrückliche Arbeit der Sammlungspolitik ernst zu nehmen. Man war daher nicht wenig überrascht, als schon ein Jahr später, am 16. Februar 1877, die Steuer- und Wirtschaftsreformer, also eben die Landwirte, den absoluten Freihandel „als durchaus unansführbar“ erklärten, wenn sie auch damals „noch keinen Schutzzoll für einzelne Industriezweige“ wollten. Es ging damals das nämliche Spiel vor sich, das heute die Industriellen der Landwirtschaft gegenüber treiben: die eine Partei wehrt sich gegen extreme Wünsche des zollpolitischen Bundesgenossen. Aber wie damals, so dürfte es auch diesmal gehen: sobald erst jeder Teil für sich die Notwendigkeit des Schutzzolles als Existenzvoraussetzung erkannt hat, sobald wird auch das gegenseitige Uebereinkommen perfekt werden. Noch kein Jahr verging, und die deutschen Landwirte bequemen sich zur Bewilligung von Industriezölle, während die Industrie, damals schon in dem Centralverband deutscher Industrieller vereinigt, den Landwirten mit einem Getreidezoll entgegenkam.

Im Jahre 1878 war der Stimmung für die Sammlungspolitik schon so weit vorgearbeitet, daß Professor Demichen-Sena für den landwirtschaftlichen Verein Zwängen-Sena eine

Petition an alle landwirtschaftlichen Vereine versenden konnte, die Einfuhrzölle sowohl für alle landwirtschaftlichen als auch für industrielle Erzeugnisse verlangte. Und während noch ein Jahr vorher die Adressaten freihändlerische Resolutionen beschlossen hatten, unterschrieben jetzt nicht weniger als 400 die schutzzöllnerische Petition. Im Jahre 1878 konnte daher Karl Freiherr von Thüngen für die deutsche Landwirtschaft die Parole ausgeben, der einseitige Freihandel sei Selbstmord, die Landwirtschaft habe das gleiche Recht auf Schutz ihrer Arbeit, wie die Industrie, die dringenden Schutzes bedürfe. Dafür ließ alsbald die deutsche Industrie durch den damaligen Bund, den Regierungsrat a. D. Ventner, seine Freude darüber aussprechen, daß, wie aus der Rede des Herrn von Thüngen ersichtlich, über das Verhältnis von Industrie und Landwirtschaft die richtigen Anschauungen immer mehr und mehr zum Durchbruch gekommen wären. Es könne füglicherweise ein Gegensatz zwischen diesen beiden Hauptfaktoren des Lebens nicht vorhanden sein, ihre Interessen wären in der Hauptsache unzweifelhaft solidarisch.

Gerade wie heute war es die Centrumpartei, die unter allen möglichen Ausflüchten dieser Sammlungspolitik Knüppel zwischen die Beine zu werfen suchte, um hinterher, als es im Parlament zur Entscheidung kam, die Sache der Konjumenten und damit der breiten Masse des Volkes preiszugeben und sich den reaktionären Schutzzöllnern anzuschließen. Als am 21. Oktober 1878 die Freie wirtschaftliche Vereinigung eine Erklärung zu Gunsten des Schutzzolles erließ, da war sie von fast allen Mitgliedern des Centrums unterzeichnet. Wie heute war man in der Angabe des Zieles zwar sehr vorsichtig und sprach nur von einer Umänderung des deutschen Zolltarifs, um bei den Wählern in keiner Weise den Gedanken an eine allgemeine Verteuerung der Lebensmittel aufkommen zu lassen. Jedoch hat das Jahr 1878 dann gezeigt, wie rücksichtslos die feindlichen Brüder und mit ihnen das Centrum dem deutschen Volk den Brotkorb höher hängten.

Das ist die Geschichte der ersten deutschen Sammlungspolitik: sie zeigt zur Genüge, daß der Ernst der Gefahr durch vermeintliche und wirkliche Gegensätze zwischen Industrie und Landwirtschaft nicht verdunkelt werden darf. Damals gingen die Schutzzöllner noch bescheiden vor, heute sind ihre Forderungen unvergleichlich höher, ihre Erfüllung würde dem vereinigten Unternehmertum ein Privilegium auf Auspöwerung des deutschen Volkes garantieren. Mögen sich die deutschen Wähler mit allen Kräften gegen eine Reichstagsmehrheit wehren, die unter der Parole „Schutz der nationalen Arbeit!“ die volksfeindlichsten Pläne verfolgt.

Seuiletton.

Verbreitung verboten.

Rheinlandstöchter.

Roman von C. Viebig.

Im Hausflur roch es nach frischem Kuchen — ach, auch eine Kindheitserinnerung, immer roch es so, wenn man beim Onkel ankam — aber jetzt war ihr der Geruch ordentlich peinvoll, sie war so überfätt und hatte heute doch kaum etwas gegessen. Am liebsten hätte sie geweint.

Hier war noch alles wie früher, sie fühlte sich geborgen und doch fremd. Da war der schmale Ziegelkamin, die niedrige Stubentür, die hölzerne Stiege, das Mädchen in der Küche, alles wie immer!

„Guten Tag, Fräulein, sein Sie willkommen in unsrer Eifel!“

Nelda schreckte ordentlich zusammen, vor ihr stand ein äpptiges Mädchen mit einem bräunlichen Gesicht und dunklen Augen, aus denen unverhohlene Lebenslust sprühte.

„Das ist meine Befa!“

Des braunen Mädchens Lippen teilten sich über blühenden Zähnen, die Augen lachten mit, sie strahlten den Bürgermeister an. Dieser nickte ihr zu nahm dann der Nichte Hand und zog sie in die Stube — „Komm, trink' jetzt Kaffee, Nelda, und ruh' Dich aus! Die Befa ist ein Schatz, alles kann sie. Du mußt sie nicht grad' wie eine Magd behandeln, sie hat doch mehr. Sie hat nicht Vater und Mutter; draußen aus Meerfeld ist sie, wild aufgeschossen, ein Gemeindefeld — nun ist sie bei mir fast wie zu Haus. Wenn

man alt ist und soviel allein wie ich, muß man was Lebendiges um sich haben. So, nun set' Dich hierher an den Ofen und probier' mal den Kuchen, die Befa hat ihn gebacken — ja, weißt Du, die ist so eine Unnatur, das thut wahrhaftig wohl; ich hab' sie mir eingezähnt. Hör' nur, wie sie singt!“

Aus der Küche drang eine helle Stimme. „Aber Du bist kalt, Nelda; Du ißt nicht?“

Nelda hatte den Kopf an die Stuhllehne sinken lassen, sie schloß die Augen; sie mochte nicht essen und trinken, sie fühlte sich sehr angegriffen.

Der Gesang draußen in der Küche that ihr weh. Es wirrte ihr alles durcheinander, sie stieß einen lauten Seufzer aus und wurde totbleich. Der Bürgermeister beugte sich erschrocken über sie, dann riß er die Thür auf — „Befa, Befa, schnell!“

Wie der Blitz war das Mädchen da; ein Blick genügte, ein Wink, ohne viel zu fragen, nahm sie Neldas Kopf in die Arme. „Schnaps,“ sagte sie kurz.

Gehorsam hastete Dallmer zum Wandschrank, er brachte ein Gläschen voll Kirschbranntwein; Befa goß einen Teil der Ohnmächtigen hinunter, mit dem Rest rieb sie ihr die Schläfen.

Langsam fühlte Nelda die tödliche Erstarrung von sich weichen, mit Gewalt richtete sie sich auf. „Berzehl, Onkel — so was — ist mir — noch nie passiert —!“ Ihre blauen Lippen konnten kaum die Worte formen.

Dallmer war sehr besorgt. Das war ja ein hübscher Zustand, also so weit hatten sie das frische Mädchen gebracht? Ein wütender Zorn überkam ihn, er hätte am liebsten auf den Tisch geschlagen — diese vermaledeite Geschichte, von der Joseph geschrieben! Das kam alles von der verkehrten Erziehung; wenn man den Gaul ewig ein-

gespannt hält, schlägt er mal über die Stränge, und dann ist das Unglück fertig! —

Mitleidig ruhte sein Blick auf Nelda, sie hatte die Augen jetzt geöffnet, aber mit einem starren, abwesenden Ausdruck; Befa kniete vor ihr am Boden, hatte ihr die Schuhe abgestreift und rieb die eiskalten Füße. Den Spann, die Spitzen, die Sohlen. Immer auf und nieder. Ein wunderbares Fluidum schien von den warmen, festen Händen auszugehen.

Es rieselte Nelda belebend durch alle Glieder herauf bis zum Herzen; ein neuer Strom von Blut. Eine köstliche Mattigkeit kam über sie; sie versuchte klar zu denken, es ging nicht, nur ein brunnender Wunsch in ihr:

Schlafen, wenn ich jetzt schlafen könnte!

Sie richtete sich auf und versuchte zu gehen; die Füße schlorrten, schwer fiel sie gegen Befas Schulter. Es war alles wie im Traum. Dumms, durch eine dicke Wand hörte sie den Onkel sprechen — „Sie muß zu Bett“ — und des Mädchens Stimme — „Soll sie ewig nebenan in meiner Kammer liegen, der Trepp' ist es so steil?“ —

Nelda fühlte sich an beiden Armen gefaßt und fortgeschleppt, mehr getragen als geführt. Sie sah jetzt auf dem Lager, das Kleid wurde ihr abgestreift, willenlos ließ sie alles geschehen — nun lag sie in den Kissen, Befa kniete am Bett und rieb ihr die Füße. Immer auf und nieder. Zur wurde so wohl, zufrieden senkte sie. Befa beugte sich über sie und machte ihr das Zeichen des Kreuzes auf Stirn und Brust —

Heiliger Schutengel mein,
Laß mich dir befohlen sein!
In Maria Herz und Jesu Wunden
Befehl' ich mich jetzt und alle Stunden!
Amen!